



Staats- und  
Universitätsbibliothek  
Bremen

# **Staats- und Universitätsbibliothek Bremen**

**DFG Projekt Die Grenzboten**

**Die Grenzboten**

**Berlin u.a., 1841 - 1922**

Maßgebliches und Unmaßgebliches

**urn:nbn:de:gbv:46:1-908**



## Maßgebliches und Unmaßgebliches

### Geschichte

Über die ersten beiden Bände von **Guglielmo Ferreros** „**Größe und Niedergang Roms**“ (die deutsche Übersetzung von Ernst Kapff erscheint bei Julius Hoffmann in Stuttgart) ist im zweiten Bande des Jahrgangs 1908 der Grenzboten, S. 71 ff., ausführlich berichtet worden; den folgenden drei Bänden wurden im ersten Bande des Jahrgangs 1909, S. 434, und im vierten Bande desselben Jahrgangs, S. 479, kurze Notizen gewidmet. Dem Verhältnis des Volumens der ersten Bände zur Länge der behandelten Zeit nach dürfte man vermuten, der Verfasser würde uns in den angekündigten sechs Bänden bis zum Untergange des weströmischen Reiches führen, allein der im vorigen Jahre erschienene sechste Band schließt mit dem Tode des Augustus; die an Gibbon erinnernde zweite Hälfte des Titels erscheint also nicht gerechtfertigt. Wie Ferrero als Geschichtsforscher von seinen Fachgenossen eingeschätzt werden mag, weiß ich nicht, als Geschichtsschreiber ist er ein Meister: die leitenden Personen, das Volk und seine Zustände läßt er in warmer Lebensfülle vor unseren Augen ersehen, und jedes seiner handlichen Bändchen ist eine angenehme Nachtischlektüre. Sehr gründlich werden die wirtschaftlichen Verhältnisse und Zustände jedes Zeitabschnitts behandelt, was ja heute, wo nicht bloß jeder Historiker, sondern jeder Mensch mit ökonomischen Augen sehen gelernt hat, viel leichter ist als in Mommsens oder gar in Gibbons Zeit; von den deutschen Forschern hat in dieser Beziehung besonders Ludwig Friedländer dem Italiener vorgearbeitet. Wir sehen im vorliegenden Bande das romanisierte Gallien sich zu einem abendländischen Ägypten, zu einer Geldquelle für

den Staat entwickeln und Exportindustrien hervortreiben. Wir sehen in Italien einen größtenteils aus Veteranen und Leuten gallischer, auch orientalischer Abkunft bestehenden neuen Bauern- und Handwerkerstand gedeihen und aus diesem eine Bourgeoisie der Emporkömmlinge herauswachsen, welcher der hergebrachte Name „Mitterstand“ verblieb. Wir sehen auf diese Weise Italien nun endlich wieder von seiner eigenen Arbeit leben, nicht mehr vom Raube der Provinzen, der freilich zur Begründung des neuen Mittelstandes mitgeholfen hat. Als Augustus einen Veteranen, bei dem er zu Gaste war, nach der Geschichte des Soldaten fragte, der für seinen frevelhaften Angriff auf die Bildsäule der Göttin Anaktis mit Blindheit bestraft worden sein soll, antwortete der Mann mit verschmiztem Lächeln: „Du verpeiest ein Stück von der Lende der Göttin.“ Er hatte den Goldklumpen, den er, ohne zu erblicken, von der Statue losgehauen, vortrefflich angewendet. Wir werden über die Ursachen unterrichtet, die in Oberitalien einen tüchtigen Bauernstand ermöglichten, Unteritalien in der auf Latifundien betriebenen Weidewirtschaft stecken bleiben ließen. „Man gab sich damals hinsichtlich der wirtschaftlichen Möglichkeiten in Südtalien nicht den naiven Illusionen hin, in denen sich die Italiener des zwanzigsten Jahrhunderts ergehen.“ Und wir verstehen ganz leicht, wie der neue Mittelstand „mit seinem feisten Behagen“, bei seiner geringen Bildung dem Einfluß orientalischer Sklaven und Freigelassener unterliegend, sehr bald „das Gefühl für die politische Idee verlor, die der unpersönlichen Hoheit des republikanischen Regiments mit dem Senat an der Spitze zugrunde lag, und mehr und mehr in den Bann der Person des Prinzipis geriet“,

dem sich der kleine Mann wie der Bourgeois für den Frieden und die Ordnung, in der jedes Gewerbe gedieh, zu Dank verpflichtet fühlte. Soweit die Angehörigen dieser neuen Klassen Nichtitalier waren, haben sie ja dieses Gefühl überhaupt niemals getannt. Für den ganzen Orient verstand sich die Auffassung des mächtigsten Mannes als eines monarchischen Autokraten von vornherein von selbst. Im Westen aber ist der Kaisertum, wenigstens anfangs, weder hündischer Servilismus noch abergläubischer Götzendienst, sondern die dem Altertum natürliche Form der Anerkennung der Verdienste des Augustus gewesen, der Popularität, deren er sich zu erfreuen hatte. Ihm selbst lag diese Auffassung seiner Stellung sehr fern, wie Ferrero bei vielen Gelegenheiten nachweist. Nur gezwungen durch das Verhalten des verkommenen Senats, dessen Mitglieder nicht einmal durch Strafgesetze zum Besuch der Sitzungen gebracht werden konnten, hat Augustus eine Regierungsfunktion nach der ändern auf sich genommen und jede als eine so schwere Last empfunden, daß er in den letzten Jahren seines Lebens mit dem Gedanken umging, sich durch den Hungertod der Qual zu entziehen. „Während er nur mit gekreuzten Armen hätte zusehen brauchen, wie der Zerfetzungsprozeß innerhalb der Aristokratie und des Senats seinen ungeführten Fortgang nahm, um schließlich von selbst mit seiner Familie zur leitenden Stelle emporgehoben zu werden, wo ihm Rom, Italien und das Reich zu Füßen lagen, scheute er im Gegenteil keine Anstrengungen und tat das Äußerste, um der Aristokratie neues Leben einzuhauchen und den Niedergang des Senats aufzuhalten, also gerade die zu stärken, die, wie dies stets der Fall, das hauptsächlichste Hindernis für die Begründung einer Monarchie waren.“ Diese seine Bemühungen hatten keinen Erfolg, aber der Staat ist deswegen nicht zugrunde gegangen. Die materiellen Interessen von Millionen Menschen, denen der Staat vollkommen gleichgültig war und die keinerlei politisches Ziel verfolgten, kein Verständnis für Politik hatten, regenerierten den Staat, den die Aristokratie im Stich gelassen hatte, auf neuer Grundlage durch das Netz wirtschaftlicher Beziehungen, das sie um die

Länder dieses großen, das ganze Mittelmeer einschließenden Freihandelsgebiets woben. Diesen Prozeß hat Augustus so wenig wie irgendein anderer Politiker bemerkt und absichtlich gefördert, aber bei allen sonstigen Mißerfolgen seiner persönlichen Politik, meint unser Autor, hätten doch zwei Elemente dieser Politik sich lebenskräftig erwiesen: das gallo-germanische und das republikanische. Die Fürsorge für Gallien, dessen Schutz auch der Hauptbeweggrund für die Expeditionen ins Innere Germaniens war, hatten dieses Land zu einer Stütze des Kaisertums gemacht, die Rom noch auf drei Jahrhunderte die Herrschaft sicherte; und die republikanische Vorstellung, die — im Gegensatz zur orientalischen, den Staat als Eigentum einer Dynastie auffassenden — den Staat als ein unteilbares Ganzes, als eine *res publica*, als die Angelegenheit der Gesamtheit betrachtet, habe die Orientalisierung Italiens aufgehalten. Am ersten dieser Elemente hätte noch seine weltgeschichtliche Bedeutung hervorgehoben werden können: daß es das romanisierte Gallien gewesen ist, welches durch das Frankenreich, genauer gesagt durch die Wirtschaftsverfassung des fränkischen Großguts, den Germanen die antike Kultur übermittelte hat. Die Darstellung des zweiten aber bedarf für weniger unterrichtete Leser nach zwei Seiten hin einer Ergänzung. Erstens muß Republik hier nicht im technischen Sinne als republikanische Verfassung, sondern im wörtlichen Sinne von *res publica* verstanden werden, der den badischen Bauer, welcher 1848 die Republik mit dem Großherzog an der Spitze forderte, klüger erscheinen läßt als die Hochgebildeten, die ihn verspotteten. Und zweitens darf man die Germanen, deren Fürsten ebenfalls einige Jahrhunderte hindurch ihre Gebiete als Privatbesitz, als große Gutsherrschaften behandelt haben, nicht auf eine Stufe stellen mit den Orientalen oder Byzantinern. Die Staaten der Germanen haben nur deswegen die feudale Gestalt angenommen, weil sie nicht gleich denen der Gräkolatiner aus Stadtbürgerschaften, sondern bei der anfänglich geringen Zahl und Bedeutung der Städte aus Großgutherrschaften hervorgegangen sind. Wie weit die Germanen von jener orientalischen Knechtseligkeit entfernt

waren, die auch dort, wo, wie in Babylon, der Staat sich auf städtischer Grundlage erhob, willig einem Despoten gehorchte, beweist die Tatsache, daß allüberall, wo immer auf germanischem oder germano-latinischem Boden eine Stadt entstand oder eine Bauernschaft von dem Prozeß der Feudalisierung verschont blieb, die *res publica* als selbstverständlich galt und meistens auch die Verfassung annahm, die wir heute republikanisch nennen, auf die aber für größere Staaten weislich verzichtet wird, weil sie da technisch schwer durchführbar ist und entweder in Anarchie oder in verkappten Zäsarismus ausartet, wenn nicht, wie in Rom, bis zum letzten punischen Kriege und in England bis in die neueste Zeit, eine übermächtige und staatskluge Aristokratie regiert.

Wichtige Partien des Buches sind die, in denen gezeigt wird, daß die wirtschaftliche und politische Erneuerung des Weltreichs ein dem heutigen ähnlicher Verstädterungsprozeß war, der den Keim des Verderbens in sich barg, und zugleich ein Prozeß der Intellektualisierung und Sittensäulnis, ein Volksselftmord durch Indolenz, Genußsucht und Intellektualismus, den Ovid verkörpert und durch seine Dichtungen, besonders durch seinen „Führer für Ehebrecher und solche, die es werden wollen“, nach Kräften fördert. Als das Haupt der Puritaner, die erfolglose Anstrengungen machten, dem Verderben zu steuern, wird uns Tiberius vorgestellt, dem nichts fehlte als die Liebenswürdigkeit seines ebenfalls sittenreinen Bruders Drusus. Schade, daß das Werk vor seinem Regierungsantritt abbricht; bekämen wir eine vollständige Biographie, so würden wir wohl eine glänzende Rettung erleben. Oder haben wir doch noch eine Fortsetzung zu hoffen? Seite 335 schreibt Ferrero: „Wir werden sehen, wie die Zäsaen hierin [in der Hätschelung des Pöbels durch *panem et circenses*] vorangehen.“ Aber ein ausdrückliches Versprechen fehlt, und das Sachregister zu den sechs Bänden, das diesem letzten beigegeben ist, scheint den Abschluß zu verkünden. Als besonders interessant seien noch hervorgehoben: die Darstellung der Bemühungen des Augustus um eine Finanzreform (so oft die Staatsfinanzen oder Provinzen Not litten, spendete Augustus ein paar

Duzend Millionen aus seinem Privatvermögen; die *lex caducaria*, die eine gesetzliche Proskription gescholten wurde, war das vom Justizrat Bamberger in den Grenzboten empfohlene Erbrecht des Reiches, an dem ich nur das eine nicht begreifen kann, daß die verbündeten Regierungen und die Parteien nicht mit beiden Händen danach greifen); die Einzelheiten aus der Geschichte Palästinas und Herodes des Großen; endlich was über die Schlacht im Teutoburger Walde, die vor zwei Jahren eine ganze Literatur hervorgerufen hat, — nicht gesagt wird. Während Ferrero die übrigen Feldzüge in Germanien sehr ausführlich erzählt, fertigt er den unglücklichen des Varus ganz kurz ab; er hält die Schlacht im Teutoburger Walde nicht für eine jener Entscheidungsschlachten, die dem Lauf der Weltgeschichte eine andere Wendung gegeben haben. Carl Jentsch-Neiß

#### Kulturgeschichte (Selbstanzeige)

**R. Jhr. v. Lichtenberg. Einflüsse der ägäischen Kultur auf Ägypten und Palästina.** Mit 54 Abbildungen. Mitteilungen der Vorderasiatischen Gesellschaft. 16. Jahrgang. Heft 2. Leipzig. Hinrichs. 1911. Preis M. 4,—.

Ein alter Spruch lautet: *Ex oriente lux*. Wer hätte aber gedacht, daß dieser Spruch wahr bleiben und dennoch sich inhaltlich in sein gerades Gegenteil verdrehen könnte? Während man nämlich früher der Ansicht war, daß alle Kultur bei den alten Völkern des Orients entstanden und von dort aus den europäischen Stämmen mitgeteilt worden sei, ergeben die neuesten Forschungen immer deutlicher, daß die europäischen Arier seit unvordenklichen Zeiten die eigentlichen Kulturbildner waren, und von ihnen aus die Kultur in den Orient und weiterhin ausstrahlte. Ein gut Teil dieser Erkenntnis wurde durch die orientalistischen Forschungen geboten, so daß der Spruch auch in diesem Sinne Geltung behält.

Derartige arisch-europäische Kultureinflüsse auf orientalische Gebiete suchte ich in dem genannten Buche nachzuweisen. Schon früh im dritten vorchristlichen Jahrtausend drangen mitteleuropäische Völker in die Balkanhalbinsel ein und brachten europäisches Kulturgut mit. Hier entwickelten sie nicht nur ihre Kultur zu hoher Blüte, sondern übten bald auch starke

Einflüsse auf die Völker anderer Rasse um das östliche Becken des Mittelmeeres aus. Diese Einflüsse zu erkennen, stehen uns drei Arten von Quellen zur Verfügung. Die literarische Überlieferung belehrt uns in dreifacher Weise, und zwar in den ägyptischen Hieroglyphenschriften, ferner im Alten Testamente in hebräischer Sprache, und in den Amarna-Tafeln in babylonischer Keilschrift, die zweite Art der Quellen sind die ägyptischen, fremde Völker darstellenden Wandgemälde, und die dritte Gruppe wird von den zahlreichen in ägyptischen Gräbern und bei den Ausgrabungen in Palästina gefundenen Stücken ägäischer Kulturzeugnisse gebildet.

Aus den literarischen Quellen geht hervor, daß die arischen Ägäer schon seit dem zweiten Jahrtausend vor Christo in regem Handelsverkehr mit Ägypten standen und dazu zwei Wege benutzten, der eine von Kreta, der andere von Cypern nach Ägypten. Bereits Thutmosis der Dritte (Mitte des zweiten Jahrtausends) ließ sich, wie aus einer seiner Inschriften deutlich hervorgeht, von den Ägyptern, — hölzerne Säulen für seine Bauten bringen, während er sonstiges Bauholz aus dem Libanon bezog. Im übrigen ist von Gesandtschaften und Handelsbeziehungen in den Inschriften die Rede, wobei einige Stellen in den Amarnabriefen schon auf eine Art von Völkerrecht schließen lassen. Im dreizehnten und zwölften Jahrhundert trat eine Unterbrechung dieser Beziehungen ein durch Kriege, die die Pharaonen gegen mancherlei Völker führen mußten, unter denen schon manche bekannte griechische Stämme, die Jonier, Achäer und andere genannt werden.

Aus den bildlichen Quellen, als ägyptischen Grabgemälden mit Darstellungen von Gesandtschaften und Schlachtenbildern an Tempelwänden, ist die Tracht genau zu erkennen, die ganz mit ägäischen Darstellungen von Kreta, Mykenä usw. übereinstimmt. In den Kriegsbildern Ramses des Dritten kommen in Bild und Schrift oft die Pulasata vor, die schon lange den Philistern der Bibel gleichgesetzt wurden. Die Gleichartigkeit ihres Kopfschmuckes mit einem in der kretischen Wilberschrift vorkommenden Schriftzeichen läßt nun auch diese Pulasata-Philister als Ägäer erkennen, und Sprachwissenschaftliche sowie

kulturgeschichtliche Gründe ließen mich den weiteren Schluß ziehen, daß die Philister auch gleich den von den Griechen oft genannten Pelasgern seien.

Wie stark die ägäische Kunst auf Ägypten wirkte, zeigt das Eindringen der Spirale, die als uralter Bestand des arisch-europäischen Formenschatzes nachzuweisen ist, der ägyptischen Kunst lange fremd war und gleichzeitig mit sicher ägäischen Vasen schon um 2000 v. Chr. ihren Einzug in Ägypten hält, um 1500 in der Deckenmalerei der thebanischen Gräber reiche Verwendung findet und auch die Formen des ägyptischen Säulenkapitells nachdrücklich beeinflusste; wie auch sonst in den Zeiten der achtzehnten Dynastie in Nachahmung ägäischer Bildwerke eine Lebhaftigkeit in der Darstellung von Tieren bemerkbar wird, die ganz von der steifen Stilisierung sonstiger ägyptischer Kunstwerke absticht. Grabfunde, besonders an unägyptischen Vasen in ägyptischen Gräbern, die entschieden und sicher nach Mykenä, Kreta und Cypern weisen, und die auch zeitlich mit den oben erwähnten Erscheinungen übereinstimmen, beweisen, daß ägäische Kolonien schon mindestens seit 2000 v. Chr. zahlreich in Ägypten waren, wie andererseits solche ägäische Keramik auch in Palästina an den Orten zutage kam, die durch die Berichte des Alten Testaments als Philisterstädte anzusprechen sind.

So vereinigen sich alle drei Arten von Quellen zu dem unabweislichen Schlusse, daß schon seit den ältesten erkennbaren Zeiten mit Hilfe der ägäischen Kultur eine starke arisch-europäische Beeinflussung sowohl auf die Kultur Ägyptens als Palästinas stattfand; und diese Einflüsse an dem gesamten zur Verfügung stehenden reichen Material wissenschaftlich nachzuweisen, ist der Zweck meines Buches.

Prof. Dr. R. Frhr. v. Lichtenberg-Berlin

### Jagd und Sport

**Oberländer:** „Der Lehrprinz“. Zweite verbesserte Auflage. Neudamm, J. Neumann. Preis M. 10.—.

„Lehrprinz“ hieß in den alten weidgerechten Zeiten der jagdliche Erzieher junger Jäger. Deshalb hat Oberländer seinem Buch diesen Titel gegeben, denn ein Lehrbuch für angehende Jäger soll es sein. Und ein solches war dringend nötig in unserer Zeit,

in der Eitelkeit und Sportivität, verbunden mit steigendem Wohlstand, die Zahl der sogenannten „Jäger“ in beängstigender Weise steigen ließ zum Schaden der weidgerechten Jagdausübung und des Wildstandes.

Die bekannteren älteren Werke, so lesenswert vor allen „D. aus dem Winkel“ und „Diezel“ immer noch sind, genügten nicht mehr, weil auch in der Neubearbeitung den Verhältnissen der Jetztzeit zu wenig Rechnung getragen wird und weil in ihnen vieles fehlte, was der heutige Weidmann, vor allem der Jagdherr oder der es werden will, wissen muß. So wurde der „Lehrprinz“ denn auch vor etwa acht Jahren beim Erscheinen der ersten Auflage allenthalben in der Jägerwelt mit Freuden begrüßt; die vorliegende zweite Auflage, die verbessert, erweitert und doch bedeutend billiger ist, wird es gewiß nicht minder sein. Wer Oberländer aus seinen früheren Werken kennt — und welcher Weidmann kennt ihn nicht —, der wird das Buch mit Spannung in die Hand nehmen, denn was er zu hören bekommt, ist ja der Niederschlag einer jahrelangen Jägerpraxis.

Hohe Anforderungen stellt Oberländer an den werdenden Jäger. Nur wer von Jugend auf mit Liebe zur Natur, Beobachtungsgabe, Selbstbeherrschung, einem kräftigen Körper und vor allem mit irdischen Gütern reich gesegnet ist, soll sich dem Weidwerk zuwenden. Eine kurze Inhaltsangabe gibt am besten einen Einblick in das umfangreiche Stoffgebiet des Buches. Der erste Abschnitt ist der Erziehung des jungen Weidmanns gewidmet, er enthält einen Grundriß der Geschichte des deutschen Jagdwesens, Grundzüge des deutschen Jagdrechts und der Jagdzooologie sowie die deutsche Weidmannssprache. Als Vorbereitung des Jägers für die Praxis behandelt der zweite Abschnitt das ganze Gebiet des Schießwesens, der Schießkunst und der Jagdausrüstung. Es folgen dann Kapitel über die Erwerbung eines Reviers, über das Verhältnis des Revierinhabers zu etwaigen Jagdteilhabern und Grenznachbarn, über das Jagdschutzpersonal und die Gattschützen. Besonders ausführlich ist die Wildhege behandelt; die Kapitel über Wildschaden und Wildererumwesen beschließen diesen Abschnitt. Der letzte endlich schildert die verschiedenen

Jagdarten sowie die Raubzeugverteilung und Wildnutzung. Über den ständigen Begleiter des Jägers, den Jagdhund, ist in dem Buche nichts enthalten; Oberländer verweist hierfür den Leser auf sein ausgezeichnetes früheres Werk: „Dressur und Führung des Gebrauchshundes“. Alle die angeführten Gebiete sind knapp und doch im wesentlichen erschöpfend geschildert; der Hauptvorteil des Buches besteht darin, daß nur dasjenige dem jungen Jäger zur Nachahmung oder Anschaffung empfohlen wird, was Oberländer im Laufe seiner langen Jägerpraxis als richtig oder gut erprobt hat.

Mag auch mancher Weidmann den Kopf schütteln, wenn er liest, daß die Patrone, die er führt, oder eine Konstruktion, über die er Lobenswertes etwa in Berichten der Versuchsanstalt gelesen, von Oberländer als Spielerei abgetan wird — im Grunde hat Oberländer recht, denn dem jungen Weidmann, für den er schreibt, sollen möglichst alle Enttäuschungen erspart werden, und da ist der beste Ratsschlag: nur nicht auf alle neuen Erfindungen hereinfallen! Davor warnt der Verfasser denn auch in seiner temperamentvollen Art. Gerade diese kernige Sprache, die immer den Nagel auf den Kopf trifft — wenn es auch mal ein Nagel ist, der's weniger verdient hat —, macht das Buch zu einer fesselnden Lektüre für jedermann, ganz abgesehen von dem reichen Gewinn, den der angehende Weidmann aus dem „Lehrprinzen“ ziehen wird. F. M.

### Kunstgeschichte

**Berthold Haendke: Kunstanalysen.** Zweite Auflage. Braunschweig, George Westermann.

Prof. Haendkes Buch „Kunstanalysen“ ist keine „Kunstgeschichte“ im üblichen Sinne, es will nicht „in erster Linie kunstgeschichtliche Kenntnisse übermitteln, sondern nur bei loser historischer Verbindung der einzelnen Kunstwerke künstlerische Fragen im engeren Wortsinne sachlich erörtern“. Darum wendet es sich an kunstliebende Laien, denen so häufig trotz umfangreichen kunstgeschichtlichen Wissens das richtige Verständnis für die Absichten des Künstlers fehlt. Der Königsberger Gelehrte will unsere Kenntnisse also weniger erweitern als vertiefen. Beginnend mit dem altchrist

lichen Kirchenbau, verfolgt Gaendke die drei Künste Architektur, Malerei und Plastik bis in unsere Zeit, indem er aus jeder Epoche ein charakteristisches Kunstwerk herausgreift und analysiert. Welchem Zweck dient das Bauwerk? Welche Absichten hatte der bildende Künstler, und wie weit und mit welchen Mitteln sind diese erreicht? Diese Hauptfragen stellt der Verfasser an jedes Kunstwerk und beantwortet sie, indem er so weit wie nötig die Fäden, die von einer Epoche zur nächsten hinüberleiten, verfolgt und dadurch den kunstgeschichtlichen Zusammenhang wahr.

So lernen wir, das Kunstwerk richtig zu betrachten und uns zu eigen zu machen; wir leben uns in die einzelnen Epochen der Kunstgeschichte ein, ohne unser Gehirn mit Namen und Zahlen zu belasten, die dem genießenden Laien von nebensächlicher Bedeutung sind. Durch die ins Tiefe gehende Betrachtungsweise Gaendkes, die jedes einzelne Kunstwerk als Glied in der Kette fortlaufender Kunstentwicklung ansieht und die den Leser dazu führt, einheitliche Kunstbestrebungen auch in weit auseinander liegenden Zeiten zu erkennen, gewinnt das Buch eine hervorragende erzieherische Bedeutung. Gaendke bewahrt uns vor dem Spezialistentum, das beim kunstliebenden Laien besonders gefährlich ist, weil es sich meist in einer Abneigung gegen alles außerhalb der Spezialität Liegende äußert. Gaendke steht der Kunst unserer Zeit mit richtigem Verständnis gegenüber; er zeigt uns, wie Probleme, die von Liebermann oder Manet aufgestellt wurden, schon Lionardo da Vinci und Grünewald beschäftigten; und wie treffend er die moderne Plastik beurteilt, beweist seine Analyse des Ledererschen Bismarck-Denkmal in Hamburg, in der er zum Schluß sagt: „Eine in diesem Falle angemessene Beschränkung des naturwahren Details beherrscht das Werk. Hugo Lederers Bismarck ist kein Bismarck schlechthin, sondern die Verförperung der sich vertrauenden Kraft des Deutschen und seines deutschen Vaterlandes. Das Denkmal steht also derjenigen Richtung der modernen deutschen Kunst nahe, die nicht mehr allein das schlicht Gesehene schildern will, sondern die den Stoff nur als Mittel zur künstlerischen Darstellung von allgemeinen Ideen betrachtet.“

Grenzboten II 1911

Die „Kunstanalysen“ vermitteln uns, obgleich sie kein Kunstgeschichtsbuch im Sinne der Wissenschaft sind, den Pulsschlag in der Kunst aller Zeiten, durch den wir ihre Lebensäußerung zu erfassen lernen, ohne dessen Kenntnis aber wir nie in ein persönliches Verhältnis zur Kunst treten können — trotz aller Kunstgeschichte. M.

### Volkswirtschaft

**Überlandzentralen.** In Nr. 47 des Jahrgangs 1910 der Grenzboten hat Herr Regierungs- und Gewerbeberater Lesser sich mit dem in der Überschrift genannten Gegenstand beschäftigt und dabei im besonderen die agrarischen Überlandzentralen berührt. Der Aufsatz ist mir mit starker Verspätung zu Gesicht gekommen; es scheint mir aber, daß auch heute noch zu einigen Punkten Bemerkungen angebracht sind.

Herr Lesser sagt: „Die Bewegung für die Überlandzentralen geht von den Elektrizitätsfirmen aus, die Beschäftigung suchen.“ Und an einer anderen Stelle: „In irgendeiner Gegend taucht der Wunsch auf, elektrischen Strom zur Verfügung zu haben. Geht man den Spuren nach, so findet man regelmäßig den Akquisitioningenieur einer Elektrizitätsfirma.“ Das ist nach meiner Erfahrung nicht allgemein richtig. Die erste agrarische Überlandzentrale, von der überhaupt die Rede war, wurde im Jahre 1896 von einem Gutbesitzer des Werratales angeregt; die Anregung kam an mich, als Direktor von Siemens u. Halste, und ich habe schon damals darauf hingewiesen, daß ein derartiges Unternehmen nur nach sorgfältigster Prüfung aller Einzelheiten in die Wege geleitet werden könne. Die Anregung kam nicht zur Ausführung, übrigens weniger meiner Kritik wegen, als weil der Betreffende bei seinen benachbarten Standesgenossen nicht genügende Sympathie fand. Der Zug, daß manche Landwirte glaubten, durch Einführung der Elektrizität in ihre Betriebe seien goldene Berge zu gewinnen, machte sich schon damals bemerklich. Auch jetzt existiert dieser Glaube noch an einer nicht geringen Zahl von Stellen, und die Elektrizitätsfirmen haben sich verschiedentlich veranlaßt gesehen, ihn zu bekämpfen. Ich selbst habe öffentlich in der 37. Versammlung des Deutschen

Landwirtschaftsrates vom Februar 1909 vor übertriebenen Hoffnungen gewarnt; ich bin sogar damals von einigen Zuhörern dahin mißverstanden worden, als ob ich speziell vor Überlandzentralen mit Wasserkraft gewarnt hätte, während ich tatsächlich nur erklärt habe, man dürfe an die Ausführung einer derartigen Anlage nur herantreten, wenn alle Bedingungen der Erzeugung und des Verbrauches von erfahrenen Sachmännern auf das genaueste durchgerechnet seien. Körperschaften, welche die erforderliche Übersicht besitzen, haben dann auch in der letzten Zeit Überlandzentralen angelegt, die alle Aussicht auf gutes Gedeihen bieten, und das, ohne von den Elektrizitätsfirmen in Bewegung gesetzt zu sein. Einige Beispiele, die mir gerade zur Hand sind, werden genügen, um das darzutun: Die Zentrale Auricher Wiesmoor ist von der Regierung gegründet. Die rührige Landwirtschaftskammer Halle entwirft Überlandzentralen, bildet Genossenschaften und hat die Firmen erst aufgefordert, Akquisition in den einzelnen Ortschaften zu treiben, nachdem diese allgemeinen Schritte erledigt waren, so z. B. in den Kreisen Saalkreis-Vitterfeld; ähnlich Liebenwerda im Königreich Sachsen. Die Provinz Pommern hat zur planmäßigen Versorgung der Provinz 4 Millionen bewilligt, hat einen erfahrenen Mann als Oberingenieur der Provinz angestellt, hat die Überlandzentrale Belgard A. G. bereits gegründet, geht an die Errichtung einer zweiten Überlandzentrale in Stettin und will noch zwei weitere Überlandzentralen folgen lassen. Die Landwirtschaftskammer Hannover schickt sich an, ihrem Beispiel zu folgen, und die Provinzen Ost- und Westpreußen planen ähnliches. In all diesen Fällen werden die Elektrizitätsfirmen erst nachträglich zur Mitwirkung eingeladen. Es mag richtig sein, daß der einzelne Akquisitionsingenieur hier und da auch auf Gründungen lossteuert, deren Ausführung sich nicht empfiehlt, aber über ihm steht die Zentralverwaltung seiner Firma, und diese berichtigt ihren Vertreter, wenn er schlechte oder zweifelhafte Gründungspläne vorlegt. In der ersten Periode des Zentralenaufschwunges, in den neunziger Jahren des vorigen Jahrhunderts, sind wohl tatsächlich Mißgriffe vorgekommen, aber die Erfahrungen, welche damals gemacht

wurden, haben ihre Frucht getragen. Die Anstellung elektrotechnischer Berater bei Provinzen und Staatsregierungen hat in der letzten Zeit stark zugenommen.

Herr Lesser hält die Annahmen, auf Grund deren das Leitungsnetz einer Zentrale geplant wird, für völlig phantastisch und meint, wenn jemand eine unverbindliche Angabe über seinen voraussichtlichen Stromverbrauch macht, so sei damit wenig erreicht, „denn eine bindende Zusage, nun fünf oder gar zehn Jahre lang jährlich soundsso viel Kilowattstunden abnehmen oder bezahlen zu wollen, ist doch nicht zu erreichen“. Daß die meisten Leute sich von vornherein nicht gern binden, ist richtig, aber die Erfahrung hat gezeigt, daß die Verbrauchsschätzungen auf Grund von unverbindlichen Zusagen hinreichend genau, nicht selten sogar überraschend genau sind. Von hundert Klienten, die bei der vorläufigen Befragung unverbindlich die Stromabnahme in Aussicht stellen, springen, wenn der verbindliche Bestellschein an sie gelangt, etwa dreißig bis vierzig ab, dafür treten aber neue Klienten in ungefähr gleicher Anzahl zu, so daß die ursprünglich geschätzte Abnehmerzahl meist nahe erreicht, in vielen Fällen um ein geringes überschritten wird.

Herr Lesser beklagt, daß die Zentralen vielfach zu groß angelegt werden. Die Hoeltjesche Statistik über siebenundzwanzig Zentralen, deren er sich bedient, ist an sich für die Beurteilung von Überlandverhältnissen wenig geeignet. Sie ist angelegt mit dem speziellen Zweck, den Wärmeverbrauch verschiedener Maschinen für die Kilowattstunde festzustellen. Herr Hoeltje hat deswegen einerseits auch Hotelzentralen und ähnliche in seine Statistik aufgenommen und andererseits eine Reihe von sehr kleinen Zentralen berücksichtigt, die mit großen Überlandzentralen gar nicht verglichen werden können. Auch muß man wissen, wie derartige kleine Zentralen manchmal zustande kommen und wie wenig sie als Maßstab für die heutige Entwicklung des elektrischen Unternehmensewesens dienen können. Ich kenne eine Hochspannungszentrale, bei welcher der Mann die Maschine und seine Ehefrau das Schaltbrett bedient.

Bei Zentralen, die auf großen Umfang berechnet sind, besteht in der Tat die Reigung,

von vornherein große Maschinen anzuwenden. Die Erfahrung, daß eine mit guter Fundierung angelegte Anstalt in der Regel bald zu klein ist, trägt allerdings zu dieser Tendenz bei; im übrigen aber wirkt dafür weniger der Optimismus oder die Furcht vor landläufigen Redensarten, als die Erwägung, daß zu klein angelegte Zentralen nachher kostspieliger werden als nötig wäre. Um Reserven zu haben, muß man die Arbeit des Werkes auf mehrere Maschinen verteilen. Will man also klein anfangen, so muß man auch mit kleinen Maschineneinheiten arbeiten, und die verbrauchen erheblich mehr Brennmaterial für die gleiche Leistung als die großen. Man nimmt also die Möglichkeit, daß die Zentrale zu Anfang nicht voll beschäftigt ist, mit Bewußtsein in den Kauf, um nicht später entweder einen teureren Betrieb zu haben oder die ursprünglichen kleinen Maschinen um des billigen Betriebes willen durch große ersetzen zu müssen.

Was Herr Lesser Seite 365 über die Wasserkräfte sagt, das ist durchaus richtig, und ich habe, wie oben gesagt, dem preussischen Landwirtschaftsrat schon ganz ähnliche Auskünfte gegeben. Gegen den Torf verhält er sich, wie mir scheint, doch zu skeptisch; die Leute, welche mit diesem Material üble Erfahrungen gemacht haben, sind hauptsächlich solche, die sich mit der Aufgabe befaßten, aus dem Torf ein höherwertiges Brennmaterial herzustellen; aber selbst diesen möchte ich auf die Dauer kein ungünstiges Prognostikon stellen; die Aufgabe, welche sie verfolgen, ist schwierig, dürfte aber mit zunehmenden Erfahrungen und Hilfsmitteln nicht unlösbar sein.

Prof. Dr. E. Budde-Berlin,

Direktor der A. G. Siemens u. Halske

Zwischen den von mir in Nummer 47 von 1910 vertretenen Ansichten und denen des Herrn Dr. Budde sind die Abweichungen nicht so groß, wie dieser anzunehmen scheint. Soweit solche überhaupt vorhanden sind, erklären sie sich zur Genüge daraus, daß mein erst im November erschienener Aufsatz bereits im August geschrieben ist, und zwar in Gumbinnen, ehe ich die Ver-

hältnisse in Pommern, auf die Herr Dr. Budde — wohl in der Annahme, daß sie mir besonders nahe lägen — verwiesen hat, kennen gelernt hatte. Inzwischen habe ich manches dazu gelernt und ist die Entwicklung — übrigens in der von mir bereits angedeuteten Richtung — derart eilig fortgeschritten, daß ich nicht anstehe, zu bekennen, daß man nicht „regelmäßig“, wie ich gesagt hatte, den Akquisitioningenieur einer Elektrizitätsfirma als den Urheber der Bewegung findet, sondern daß diese auch nicht selten und in immer steigendem Maße aus den beteiligten Kreisen der Bevölkerung herborgeht. Was ich über den bedenklichen Mangel an unabhängigen Sachverständigen auf dem Gebiete der Elektrizitätsunternehmungen und die Bestrebungen, diesen Mangel zu beseitigen, gesagt habe, ist von Herrn Dr. Budde teils nicht bestritten, teils geradezu bekräftigt worden. Auch was ich über die Unsicherheit der Unterlagen für den Entwurf der Leitungsnetze gesagt habe, wird bestätigt. Denn wenn 30 bis 40 Prozent der ursprünglich ins Auge gefaßten Klienten abspringen, so mag der Verlust für die Gesamtbelastung des Werkes durch Zinzukommen anderer ausgeglichen werden können, das Netz aber wird, weil die Verbrauchsstellen nunmehr anders liegen, nicht mehr richtig dimensioniert sein. Übrigens mag auch dieser Mangel mit steigender Erkenntnis der Bedürfnisse der einzelnen Bevölkerungskreise mehr und mehr schwinden.

Daß die Hoeltjesche Statistik auf Überlandzentralen nur mit Vorsicht angewendet werden darf, gebe ich ebenfalls zu, aber — ein Schelm gibt mehr, als er hat — vorläufig ist mir noch nichts Besseres bekannt.

Meine Ansichten über den Torf kann ich hier aus Mangel an Raum nicht ausführen und begründen. Wen diese Sonderfrage interessiert, der findet sie von mir in dem Aufsatz „Fertümer in der Brenntorfindustrie“ in Heft 22 des Jahrgangs 1909 der Mitteilungen des Vereins zur Förderung der Moorkultur im Deutschen Reich behandelt.

Regierungs- und Gewerbeamt Lesser-Köslin

